



Inhalt:

| | |
|---------------------------------------|----|
| Intro/Impressum | 7 |
| Malerfürst wider Willen | 8 |
| Spurensuche | 12 |
| Seelenvermessung | 14 |
| Künstler und Unternehmer | 16 |
| Raunende Stimmen | 20 |
| Frühlingserwachen | 22 |
| Die Wut des Ideals | 26 |
| Teuflische Engel | 28 |
| Italienische Vitalspritze | 30 |
| GMD am MFT | 32 |
| „Ich liebe Töne – schöne Töne“ | 34 |
| Häuser und anderes Teil 13 | 36 |
| Short cuts | 38 |

37. INTERNATIONALES
FILMWOCHENENDE
WÜRZBURG 
7.-10.04.
2011



eyes wide open

Fotografie
von

- Jeff Beer
- Gerd Dollhopf
- Sabine Freudenberger
- Jürgen Hinterleithner
- Maria Maier
- Horst Schäfer
- Michael Wanner
- Wolf-Dietrich Weißbach

20.3 - 17.4. 2011

KunstMuseum Erlangen

Di -Fr 11-18
Sa/So 11-16



Loewenichsches Palais
Nürnberger Str. 9
91052 Erlangen
09131/204155

THEATRUM HIEROGLYPHICUM

Ägyptisierende
Bildwerke im
Geiste des Barock

27. März - 6. November 2011

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 od. - 625
www.knauf-museum.de



Theophil Steinbrenner

Malerei und Plastik

1.4. - 6.5.2011

Vernissage: 1.4.2011, 16 Uhr

Schwarzweiler

KREATIVES WOHNEN

Hofstr. 3 97070 Würzburg

Tel. 0931- 42 304 Fax 0931- 41 65 96

www.schwarzweiler.de

Anzeige

DER MEEFFISCH



Die Stadt Marktheidenfeld vergibt den Bilderbuchpreis „Der Meefisch“ 2011 zum vierten Mal.

Kooperationspartner ist der Arena Verlag Würzburg. Eine Fachjury begutachtet die eingereichten Projekte und wählt die besten für eine Ausstellung im Kulturzentrum Franck-Haus aus. Vom 29. Oktober bis 18. Dezember 2011 werden dort die schönsten Bilderbuchentwürfe gezeigt. Das von der Jury ausgezeichnete Bilderbuch wird im Programm des Arena Verlags veröffentlicht und bereits bei der Preisverleihung als fertiges Buch präsentiert. Neben der Dotierung des Jurypreises mit 2.000 Euro wird ein Publikumspreis, Preisgeld 500 Euro) ausgelobt.

Einsendeschluss für den Meefisch-Wettbewerb ist Montag, 11.4.2011.

www.der-meefisch.de

Anzeige



Roland Gräter
musik marathon 2011
 395 duo-konzerte
 für improvisierter Musik
 an 395 orten mit 395 partnern

Musikalischer Partner für das
 94. ad-hoc-konzert: **Jörg Meister**

Montag, 4.4.2011, in der
Galerie PROFESSORIUM im
Malerfürstentum Neu-Wredanien
 Innere Aumühlstr. 15 - 17
 97076 Würzburg
 Beginn: **20 Uhr**

Intro

„Jede Wahrheit, gehässig ausgesprochen, wird zur Lüge.“ Netter Spruch. Stammt von dem, allerdings etwas zwielichtigen, russischen Dichter Jewgeni Jewtuschenko (78). Für uns Gutmenschen hat er gleichwohl eine gewisse Plausibilität. Interessant wäre jetzt nur, ob auch die Umkehrung stimmt. Das würde dem feierlichen Ton fränkischer Optimaten, aber auch der staatstragenden Kanzler-Poesie (wegen des Sprachflusses verzichten wir auf das weibliche Einsprengsel) und nicht zuletzt den besorgten Mienen diverser Phrasenpfleger einen geradezu magischen Sinn verleihen – womöglich auf einer nach oben offenen Skala. Je liebevoller die Sicherheit versichert wird, desto sicherer wird die Sicherheit „am Ende des Tages“. Der Habitabilität unseres Planeten oder zumindest den nächsten Wahlen wegen sollte uns keine Lüge zu schade sein. Und überhaupt: Ein wissenschaftlich fundiertes Nichtwissen (science-based ignorance) ist doch allemal dem Gezeter der Anti-Atom-Krapüle vorzuziehen. Selbst wenn es mal schief geht? Prophezeit nicht gerade ein japanischer Politiker seinen Landsleuten einen beispiellosen Aufschwung (durch den Wiederaufbau)? Wenn unsere Kanzlerin nun mit Vertrauen einflössender Stimme betont, daß die deutschen Kernkraftwerke sicher seien, wodurch unterscheidet sich diese Aussage im Kern von jener eines amerikanischen Predigers (Das kommt bestimmt!), daß die Japaner für ihr sündiges Leben bestraft wurden? Der Wahnsinn hat ein solches Ausmaß erreicht, daß einem unweigerlich Karl Kraus einfällt. Der hatte zu einem, wenn auch nur entfernt vergleichbaren Wahnsinn – dem Aufkommen des Nationalsozialismus – einfach nichts mehr gesagt.

Die Redaktion

nummerdreiundsechzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
 Verein zur Förderung von Kultur in
 Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
 Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
 Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
 Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
 Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
 Achim Schollenberger [as], Renate
 Freyeisen [frey], Frank Kupke [fk], Katja
 Tschirwitz, Ulrich Karl Pfannschmidt [ukp],
 Hella Huber [hh], Gabriele Knoch, Falk von
 Traubenberg, Brigitte Hausner,
 Eva-Suzanne Bayer, Ulrike Schmidtchen.

Für die Inhalte der
 Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 44

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

| | | |
|------------------------------------|--------------------------|-----------------------|
| Künstlerportfolio: | | |
| € 100 | Ganze Seite | 180 x 240 (186 x 246) |
| Short Cuts: | | |
| € 80 | Viertelseite | 77,5 x 100 |
| € 100 | Halbe hoch | 77,5 x 205 |
| € 100 | Halbe quer | 160 x 100 |
| € 200 | Ganze Seite | 186 x 246 |
| € 250 | Anschnitt/U ₄ | 186 x 246 |
| alle Maße: Breite x Höhe in mm | | |
| alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt. | | |

Umschlagfarbe (Sponsoring):

| | |
|------------------------------------|-------------------|
| € 100 | HKS-Farbskala |
| € 125 | Pantone-Farbskala |
| alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt. | |

| | | |
|----------------------------------|--|--------------|
| € 42 | Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V. | 10 x 1 Heft |
| € 30 | Jahresabonnement | 10 x 1 Heft |
| € 30 | Geschenkabonnement | 10 x 1 Heft |
| € 60 | Förderabonnement | 10 x 2 Hefte |
| alle Preise inkl. gesetzl. MwSt. | | |

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
 Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
 wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
 Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Malerfürst wider Willen

Der Künstler war anwesend.
Markus Lüpertz in Aschaffenburg.

Von Brigitte Hausner / Fotos: Achim Schollenberger

„... **da habe ich versagt**“, dieser Satz aus dem Mund eines Markus Lüpertz? Das Bild des vollendeten Malerfürsten bekommt einen Riß. Konnte es tatsächlich sein, daß sich dieser große deutsche Künstler der Gegenwart selbst in Frage stellt? Oder war es nur die klug gewählte Äußerung eines Mannes, der es perfekt beherrscht, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen vor Journalisten, Kameraleuten und Fotografen, um in diesem Moment seine beiden Gesprächspartnerinnen für sich zu gewinnen?

„Der Künstler ist bei der Eröffnung anwesend“ – ein schlichter, weißer Zettel quer über das Plakat geklebt, liefert die Information und macht sie erst perfekt, die Ausstellung „Sagenhaft“ in der Aschaffener Kunsthalle Jesuitenkirche. Es ist der Ritterschlag für den Termin und ein Zugpferd für die Presse. Mit der Schau wird auch der 70. Geburtstag Markus Lüpertz' im April gewürdigt.

Jener Künstler, der aufgerufen hat „... verachtet die Kleinkinder unseres Berufes, die Amateure, die Mitmacher, die Frömmeler, liebt den Bohème, ich bin ein Bohème, liebt mich...“ stellt sich eine Stunde vor der Eröffnung den Journalisten und erfüllt sie alle, die Erwartungen, die man an den Auftritt eines Malerfürsten hat. Er ist perfekt gekleidet, feiner Nadelstreifenanzug, Weste, korrekt geknotete Lavalière (eine Schleifenkrawatte, die besonders im 19. Jahrhundert beliebt war und auch als Künstlertuch bezeichnet wurde), Einstecktuch. Gleich Insignien wirken der wuchtige Diamantring und der Stock mit dem silbernen Totenkopf, eines der unverzichtbaren Markenzeichen von Markus Lüpertz. Mit großer Selbstsicherheit posiert er neben seinen „Malerentgegnungen“, den Graphiken, Zeichnungen und kleinen Bronzefiguren. Jede

Bewegung wird vom Blitzlichtgewitter der Kameras begleitet. Trotzdem wirkt es so, als halten die Pressevertreter respektvoll Abstand. Auch die Aufforderung seines Begleiters, „... gehen sie ruhig hin“, führt nicht dazu, daß der Malerfürst mehr Gesprächspartner bekommt. Schließlich war nur ein Fototermin angekündigt. Die Chance, ein Interview führen zu können, darauf hatte wohl keiner gehofft. Das Blitzlichtgewitter ist abgeebbt, der Malerfürst hat sein „stützendes“ Markenzeichen auf die Seite gelegt, und da fällt er jener Satz: „... da habe ich versagt“. Markus Lüpertz, der Meister, spricht über die Arbeit mit seinen Studenten, die er selbst lieber als Schüler bezeichnet. Über 20 Jahre war er Rektor an der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Heute bedauert er, daß die Studenten dort keinen Wert mehr aufs Zeichnen legen, das Wissen um Perspektive und Proportionen für ihre Arbeit keine Rolle spielt.

Ein Blick auf Markus Lüpertz' großformatige Holzschnitte und kleine Bronzeskulpturen wirft diesbezüglich mehr Fragen auf, als dieser Antworten liefert. Seine mythologischen Gestalten wirken grob und unbeholfen mit verstümmelten Extremitäten und verknautschten Gesichtern. Eigentlich möchte man Lüpertz unterstellen, dass er auf Proportionen überhaupt keinen Wert legt. Hatte er doch auch darüber philosophiert, daß dies für ihn alles nur Versuche seien auf der Suche nach dem vollendeten Werk, das er erst noch schaffen müsse. Ob er denn gezeichnet hat? kommt die Frage wohl wissend, daß der große Maler das auch als kritische Anspielung verstehen könnte. Lüpertz zögert keinen Moment, kein abwägender Blick. Offen gewährt er mit der Antwort einen Blick in sein Atelier. Dort beherberge er eine Sammlung von ausgestopften Tieren und die zeichne er immer noch regelmäßig. Seine Studenten taten das offensichtlich nicht.

Trotzdem gab es sie, die Termine, bei denen der Lehrmeister von seinen Bewunderern umlagert wurde, bei der Art Cologne etwa - ein perfektes Bild des Malerfürsten mit Gefolge. Dieses Etikett hat ihn immer „gefuchst“. Er sei kein Malerfürst, echauffiert er sich in der Aschaffener Kunsthalle. Die Presse habe ihm diesen „schwachsinnigen“ Titel verliehen. Lenbach oder Stuck waren welche, er sei doch nur ein gut gekleideter, älterer Herr. Die einfache Bezeichnung „Maler“ genüge ihm völlig. Das im Hinterkopf und die ungezwungene Gesprächsatmosphäre, reizen, noch einen Schritt weiter zu gehen. Eigentlich müßte der Meister sich doch geschmeichelt fühlen, wenn die Studenten seinen Stil imitieren. Konnte er diesen seinen



Schülern vermitteln? Lüpertz beugt sich an dem Stehtisch ein bißchen weiter nach vorne, gerade so, als ob es ihn reizt, noch etwas tiefer in das Gespräch einzutauchen. Bei ihm wäre das gar nicht möglich gewesen „ich habe keinen Stil... ich habe nur einen Duktus“. Deshalb hätten die Studenten ihn auch nicht imitieren können. Bei seinen Malerfreunden Immendorf oder Baselitz sei das anders gewesen, aber er, Lüpertz habe seine Bilder ja nicht etwa auf den Kopf gestellt.

Wenn Lüpertz über die anderen großen, zeitgenössischen deutschen Maler spricht, Jörg Immendorf, Georg Baselitz oder etwa Gerhard Richter, dann wirkt das freundschaftlich. Natürlich glaubt jeder von sich, er sei der Größte, das muß auch so sein, gibt er offen zu, sonst wäre die künstlerische Arbeit überhaupt nicht möglich. Und schon ist das Gespräch beim Begriff Genie. Ja, er ist der Meinung ein Genie zu sein, allein deswegen weil er in keinem Bereich ein Fachmann sei, (er sei eher ein Dilettant) und nur durch seine Genialität entstünden die großen und bedeutenden Arbeiten. Soweit die von Markus Lüpertz erläuterte Philosophie.

Andererseits spricht er ganz bodenständig über seine Arbeitsweise. Aber auch da legt er Wert darauf, daß er anders ist als die anderen. Ungeniert gibt er zu, daß die Kollegen – und das bezieht er nicht nur auf seine Freunde – ihre Entwürfe von Fachleuten und Handwerkern umsetzen lassen. An die großen Skulpturen würden sie kaum noch selbst Hand anlegen. Für ihn käme das überhaupt nicht in Frage. Er ist auch bei den Monumentalskulpturen immer auf der Baustelle vor Ort anzutreffen, manchmal arbeite er dort über Monate. Plötzlich unterbricht er das Gespräch, will den Katalog zur Ausstellung, um seine Arbeitsweise genauer erklären zu können. Spätestens jetzt ist es nicht mehr zu übersehen, Lüpertz brennt für seine Arbeit.

Als Vorbereitung für eine große Arbeit entstehen manchmal zwischen 20 und 40 Bonzetti, einen davon wählt der Künstler dann als Modell aus. In der Folge entsteht keine vergrößerte Kopie, er wolle ja schließlich keinen überdimensionalen Fingerabdruck von sich. Das Ziel sei vielmehr mit anderen Mitteln denselben Duktus in der großen Figur zu erzeugen. Die überdimensionalen Skulpturen fertigt er dann in Teilen. Beine, Körper und Kopf entstehen unabhängig voneinander im Atelier. Ob sie zueinander passen, sei ihm zunächst einmal egal, die Brüche, die dann unweigerlich entstehen, wenn er die Stücke vor Ort zusammenfügt, schätze er sogar. Die Köpfe der Figuren seien meist überproportional groß, beschreibt er. Der Zuhörer

fühlt sich erinnert an die Kritik, die der Maler an seinen Studenten geübt hat, aber, so fügt er unaufgefordert hinzu, man müsse bedenken, die Köpfe befinden sich bei so einer Arbeit in einer Höhe von bis zu 18 Metern und der Betrachter solle sie auch noch erkennen können. Auf die Frage nach den Zielen und Projekten für die Zukunft, kommt Lüpertz zurück zur Malerei. Die Maler des 19. Jahrhunderts beschäftigten, ihn wie Caspar David Friedrich etwa. Schon sie hätten Landschaften gemalt, die so real gar nicht existiert haben, und auch er sei auf der Suche nach dem perfekten Landschaftsbild. Während die Fotografie den Menschen Geschichten erzähle und deshalb, so Lüpertz, niederer angesiedelt sei, erkläre die Malerei den Menschen die Welt. Vielleicht reicht es Markus Lüpertz auch deshalb völlig aus, als Maler bezeichnet zu werden. ¶

Die Ausstellung „Sagenhaft“
in der Kunsthalle Jesuitenkirche Aschaffenburg
dauert noch bis zum 8. Mai.
Infos unter: www.museen-aschaffenburg.de

Paris, Kaltnadelradierung



Spurensuche

Unterfränkische Kunst auf der 8. Art Karlsruhe

Text und Fotos : Achim Schollenberger

Doppelten Grund zum Strahlen hat derzeit Gertrude Elvira Lantenhammer, Künstlerin aus Triefenstein. Zum einen ist sie auf der 8. Art Karlsruhe mit einem großformatigen Bild bei der Jenaer Galerie „pack of patches“ präsent, zum anderen, und das ist weit aus bedeutsamer, ist sie seit kurzer Zeit Mitglied im renommierten Deutschen Künstlerbund. Nicht jeder, der will und könnte, darf bei diesem wichtigen Verein mit langer Tradition und Bedeutung in Sachen bundesrepublikanischer Kunst und Kunstpolitik mitmischen. Die Qualität der künstlerischen Arbeit sowieso vorausgesetzt,



Gertrude Elvira Lantenhammer

müssen zwei Mitglieder des Künstlerbundes die Neuaufnahme vorschlagen. Lantenhammer ist nicht die erste aus Unterfranken, der diese Ehre zuteil wurde, auch der Würzburger Maler Dieter Stein ist in den Annalen des Künstlerbundes verzeichnet. Allerdings kann sich ihr Bild in der übervollen Galeriekoje auf der gut besuchten Messe nicht richtig entfalten. Man möchte zurücktreten beim Betrachten, doch dies ist in drangvoller Enge kaum möglich. Da es außerdem Bestandteil einer seriellen Arbeit ist, fehlt leider ohne die fehlenden anderen Teile die nachhaltige Wirkung.



Blick in die Koj
der Galerie „pack
of patches“

Auf der achten Ausgabe der badischen Kunstmesse präsentieren 212 für die Messe ausgewählte Galerien die Arbeiten von circa 1600 Künstlern. Die Anzahl der Kunstwerke? Wahrscheinlich zehntausend und mehr. Kein leichter Job für das Auge und die Aufnahme-fähigkeit. Nur relativ wenige Werke bleiben haften im Gedächtnis. Es ist ja auch querbeet alles für jeden Geschmack dabei. Die ganze Palette der bildenden Kunst zeigt sich in Form und Farbe, auf Leinwand, Papier in Holz oder Stahl. Und hervorragend in der Fotografie! (Galerie Camera Work, Berlin).

Quasi ein alter Messehase in Karlsruhe ist schon Herbert Mehler, dessen Werk in Unterfranken seit drei, vier Jahren omnipräsent ist. Bereits mehrmals präsentierte der Würzburger Kulturpreisträger 2008 seine markanten Stahlplastiken (bei Galerie Tammen, Berlin) den badischen und weiter angereisten Kunstfreunden. Dieses Mal bespielt er einen der begehrten Skulpturenplätze, die das Messegepräge der schachtelartigen Kojen auflockern sollen und es auch tun. Schön, aber

irgendwie immer wie eine organisch anmutende Form wirkend, spannen seine Werke schnurstracks den Weg in die „Parallelatur“ in der Städtischen Kunsthalle Schweinfurt. Auch dort sind aktuell Herbert Mehler Skulpturen in einer gemeinsamen Ausstellung mit dem Fotografen Andreas Schmidt zu sehen. Zwei Galerien (Hunchentoot, Berlin und Maurer, Frankfurt) hat Philipp Hennevogl, einer der jüngsten Förderpreisträger der Stadt Würzburg, für seine großen, akribisch- detailgenauen Holzschnitte gewonnen.

Ein anderer Messe-Neuling möchte gerne das Podium ausnützen, um für sich zu werben. Es ist das Museum im Kulturspeicher, welches sich dieses Jahr mit der Kunsthalle Schweinfurt einen Infostand in guter Lage teilt. Letztere konnte vergangenes Jahr äußerst positive Erfahrungen mit der Publikumsresonanz machen. Bleibt zu hoffen, daß sich auch für die Würzburger das Engagement lohnt und viele Besucher nach der Art Karlsruhe auch den Weg in den Kulturspeicher am Main finden. ¶

Herbert Mehler erklärt einem Kunstinteressenten, wo es lang geht.



Seelenvermessung

Zur Ausstellung "Arnulf Wallner : Zeichnungen- Malerei- Grafik" in der Werkstattgalerie im BBK- Künstlerhaus

Von Eva- Suzanne Bayer

Nackte Frauen, gezeichnet und bezeichnet nicht nur bis auf die matt bräunliche Haut, sondern bis unter der Haut, wo (vielleicht) die Seele sitzt. Frauen, die mit geöffneten Schenkeln ihre Vulva spreizen, als wäre sie die Blume des Bösen – oder das Tor zum Himmel. Menschen, so einsam und verletzlich, daß es den Betrachter schmerzt. Adam und Eva – die sich den Rücken zuwenden. Ein Selbstporträt des Künstlers, in dem Not, Getriebenheit und auch ein ungewöhnlicher Schatz an Bilderreichtum eingraviert ist wie ein Tattoo. Arnulf Wallner kann auch heute noch, 26 Jahre nach seinem Tod mit nur 39 Jahren, erschüttern.

Als ich, der sexuellen Befreiung entronnen, 1976 von München nach Würzburg kam, erzählte mir ein Kunstfreund ausführlich von dem Skandal, der vor knapp einem Jahr hier bei einer Ausstellung mit Arbeiten von Arnulf Wallner in der Städtischen Galerie (damals gleich neben dem Dom) getobt hatte. Bilder seien abgehängt worden. „Pornographie“ donnerte die öffentliche Meinung. Das schlimme Wort „entartet“ war gefallen. Von „Schweinekunst“, „Werken für Freudenhäuser und Kaschemmen“, „Orgien der Triebhaftigkeit“, „krankhafter Schmiererei“ jenseits „ethischen und ästhetischen Prinzipien“ war damals in Leserbriefen an die Mainpost die Rede. Und das alles, wo gleich neben der Städtischen Galerie die Synode tagte, die sich aber natürlich nicht in der Ausstellung blicken ließ. Der damalige mutige Galeriedirektor Hanswernfried Muth mußte viel, der Künstler Arnulf Wallner noch mehr einstecken. Etwas befremdet von solcher Offenheit gegenüber einer Fremden über solch unrühmliches Blatt in der Kulturbiographie einer Stadt, fragte ich den Kunstfreund damals, warum er mir das alles und jetzt erzählte. „Damit Sie wissen, wo Sie gelandet sind“, sagte er mit dem ihm eigenen Sarkasmus. Ich dachte mir damals, wo noch so viel zu tun ist, kann man bleiben. Den Namen Wallner habe ich nie mehr vergessen. Wallner, dem solche Angriffe gewaltig zusetzten, war übrigens nur zwei Monate nach diesem Hämeschwall gestorben. An Herzversagen, sagte man.

Die Zeiten haben sich geändert. Wallner wird nicht mehr neben dem Dom, sondern in der Werkstattgalerie im BBK-Künstlerhaus gezeigt. Die Würzburger wirken nicht mehr so, als würden sie bei allem Sexuellen in der Kunst sofort einen moralischen Zusammenbruch bekommen. „Skandal“, „Pornographie“ wird heute wohl niemandem mehr schreien. Obwohl Wallners Zeichnungen und Graphiken, das muß man sagen, auch heute noch



Arnulf Wallner, Akt (1970)

verstörend und provozierend wirken. Vulva, Vagina, Schamlippen und Penisse sind aber heute wohl nicht mehr die Stolpersteine. Doch diese unendliche Einsamkeit, die seine Figuren bei allem körperlichen Exhibitionismus umgibt, dieses ununterbrochene bildliche Assoziationengemurmel in der Art der surrealen *Écriture automatique*, das sich über die Leiber zieht, diese Verlorenheit im Geschlechtstrieb und in beklemmend verstellten Bildräumen ergreift, ja erschüttert auch heute noch. Und das ist ja nicht das Schlechteste, was man von einem Künstler sagen kann.

Wallner, 1936 in Bamberg geboren, lernte 1956 bis 60 an der Akademie der Bildenden Künste in München und wirkte seit 1961 als Kunsterzieher in Würzburg. Er stellte u.a. in München, St. Gallen, Saarbrücken und Düsseldorf aus. Nur acht intensive Schaffensjahre (1967-1975) waren ihm gegönnt, die er in seiner kleinen Wohnung ohne Atelier und immer nach Modell in fast besessener Arbeitsgetriebenheit verbrachte. Etliches, nicht alles von seinen Arbeiten blieb erhalten. Die Erben, heißt es, vernichteten einiges. Anderes wieder, vor allem seine Kugelschreiberzeichnungen von Frauenakten, die er auf Leinwand und in kreisenden Bewegungen nahezu eingrub und einwühlte, bleichte das Sonnenlicht aus. Behutsame Restaurierung hat etliches gerettet.

In seinen Offset-Lithographien und Siebdrucken herrscht fast ein Horror vacui. Abstrakte, geometrische Raumkörper umstellen die nahegerückten, abenteuerlich, fast manieristisch verkeilten, oft zum Torso amputierten Frauen gestalten. Die Binnenzeichnung der Körper, voll figurativer und technischer Assoziationen, durchbricht mitunter die Umrißlinien, bannt die Leiber in die Fläche. Gedichttexte von Tschechow und Trakl bedrängen die Figuren, spinnen verbal – aber nicht immer leserlich – weiter, was die Akte über Isolation, Verlassenheit und Geworfensein in die Welt bereits erzählen. Surrealismus und Art brut werden gleichzeitig beschworen, und man merkt den Ansturm der Bilder und Gesichte im Kopf des Künstlers in jeder Falte, jeder Pore seiner Gestalten. Die genaue Lektüre seiner Arbeiten, in die er häufig Collagen einklebt und reale Objekte einschließt, ist zeitaufwendig und kommt eigentlich nie an ein Ende. Hunderte Bilder sind in einem Bild verborgen: Figuratives, Ornamentales, einfache, wie vor sich hingebraubelte Krakeleien, Wortfetzen, Maschinelles, so daß manche Körper ein ganzes Schnittmuster der Gewalt und der Verletzlichkeit auf der Haut tragen. Auch wenn Wallner mehrere

Figuren auf einem Blatt versammelt, treffen sich die Blicke nie. Der Betrachter wird kaum einmal von den Bildgestalten anvisiert. Die Welt, die Menschen sind bei Wallner hermetisch verschlossen.

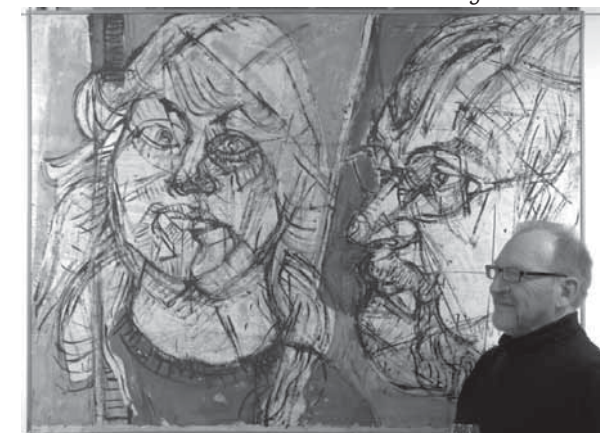
Neben diesen beunruhigenden Inhalten und dem fast manischen Zwang, die Bildfläche zu füllen, fällt Wallners souveräner Umgang mit Kompositionsgesetzen auf. Trotz dem Unmaß an Assoziationen, gibt es da keine Stelle, die nicht ein Gegengewicht hat, keine Farbe, die nicht ihren ästhetischen Gegenpol besitzt, keine Form, die nicht der anderen antwortet. Das Chaos ist, zumindest auf dem Bild, wohldurchstrukturiert. Man kann sich vorstellen, daß der künstlerische Akt etwas durchaus Katharsisches für einen von Gesichtern und Obsessionen heimgesuchten Künstler hatte.

Häufig zitiert Wallner Albrecht Dürer, dessen (damals) verwegenes Aktselfporträt von 1500-1512, „Apollo und Diana“ (1502), seinen „Adam und Eva“ (1504). „476 Jahre nach Dürer“, „465 Jahre nach Dürer“ beschwören die Bilddatierungen, wohl auch um zu zeigen, daß sich an der prekären Lage der Geschlechter, an der empfindlichen Diskussion über das Geschlechtliche wenig geändert hat. So unverschämt, so schnörkellos, so sichtlich auch gepeinigt hat das außer Wallner vielleicht nur Egon Schiele gewagt. Es ist unmöglich, von diesem Pandämonium der Obsessionen, von diesen Irrgärten der Lüste, von solch schonungslosem Bekenntnis der menschlichen Seelenlabyrinth nicht gefesselt und – ja, immer noch – erschrocken zu sein. Es braucht durchaus auch Mut, sich diesen Arbeiten eines großen Künstlers zu stellen. ¶

Bis 27. März.

Öffnungszeiten: Mi, Do, Fr, So 11-18, Sa 13-18 Uhr.

Tilman Hornung stand Modell



Künstler und Unternehmer

Dürer als Illustrator in der Bibliothek Otto Schäfer in Schweinfurt

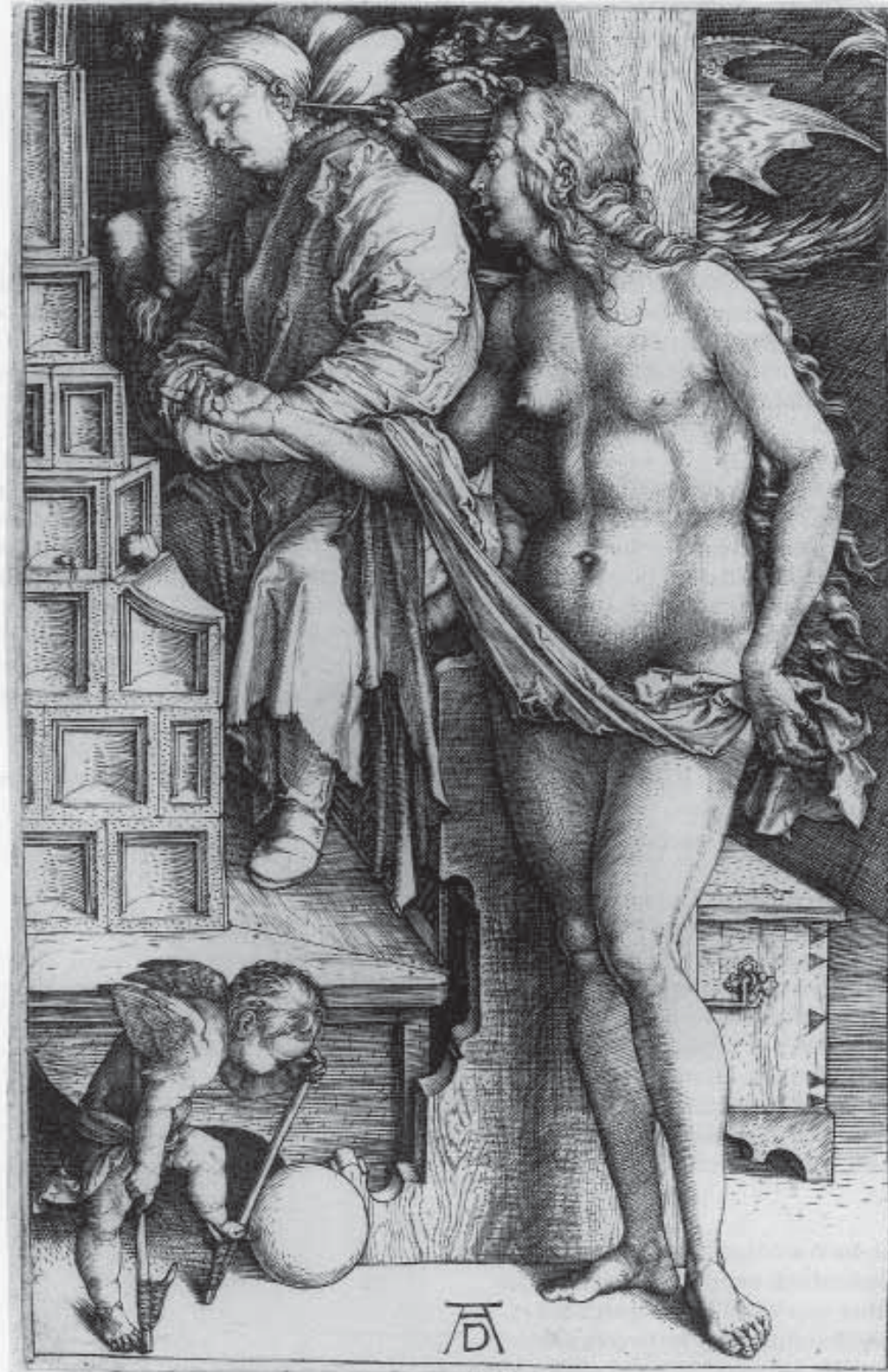
Von Renate Freyisen

500 Jahre ist es her, daß Albrecht Dürer in Nürnberg einen Höhepunkt der deutschen Buchillustration schuf mit seinen Holzschnitten zur kleinen und großen Passion, zum Marienleben und der Zweitaufgabe der Apokalypse. Mit herausragenden Beispielen hauptsächlich aus den umfangreichen eigenen Beständen zeigt nun das Museum Otto Schäfer die Entwicklung Dürers auf diesem Gebiet der Buchdrucke von seinen frühen Arbeiten in Basel und Straßburg über die Werke nach seiner Rückkehr in Nürnberg und die großen Buchprojekte von 1511 bis zu den späten Illustrationen und den kunsttheoretischen Alterswerken. Dabei zeigt sich, daß sich Dürer seiner künstlerischen Einmaligkeit wohl bewußt war, daß er sich als Unternehmer verstand. Nie erwähnte er den Namen seines Nürnberger Druckers, Anton Koberger, und er warnte mögliche Nachahmer ausdrücklich vor der Verletzung des Urheberrechts, denn er besaß ein kaiserliches Privileg, das ihn davor schützte. Sein unverwechselbares Namenszeichen, das große A mit dem kleinen D unter dem Querbalken, befindet sich allerdings noch nicht auf den Holzschnitten zwischen 1492 und 1494; sie entstanden wohl während der Wanderschaft in Basel und Straßburg, wo er sich weiterbildete. Martin Schongauer aber hat er nicht mehr persönlich kennengelernt, und von seiner Nürnberger Lehrzeit sind keine Buchholzschnitte überliefert. Aber der große Titelholzschnitt zur Basler Ausgabe der Briefe des Hl. Hieronymus mit der

rückseitigen Angabe „Albrecht Dürer von nörmergk“ belegt seine Autorschaft; außerdem tauchen hier schon die typischen Merkmale für Dürer auf, so die fast naturalistische Schilderung der vielen Details in der Studierstube des Gelehrten, der gerade seinem Löwen einen Dorn herauszieht, die perspektivische Tiefe und die geschickte Einpassung der Szene in den Raum. Daß dieser große Holzschnitt auch anderen vorbildlich erschien, läßt sich unschwer ableiten vom Titelholzschnitt zu den Werken des Ambrosius, mit dem ein unbekannter Künstler Dürers Meisterschaft vergeblich zu erreichen suchte. Aus der frühen Zeit Dürers sind auch zwei qualitätvolle Bildentwürfe für eine in Basel geplante, aber dann doch nicht realisierte illustrierte Ausgabe der Dramen des Terenz erhalten.

Menschliche Tollheiten

So gibt es eine wohl für den Anfang gedachte Ansicht eines antiken Theaters, bei dem noch eine schwarze Fläche für einen Schriftschreiber frei gelassen war, sowie ein Bildnis des Dichters. Wohl im Jahr 1493 entstanden 45 quadratische Holzschnitte zur Erbauungsschrift des Ritters vom Turn; sie wollten Beispiel für moralisches Leben oder Warnung vor falschem Verhalten bieten, hier belegt durch das abschreckende Exempel einer geizigen Frau, die selbst auf dem Sterbebett nur auf ihr Vermögen fixiert ist, ohne ihre arme Tochter zu unterstützen. Schon auf dem Straßburger Kanonblatt mit der Kreuzigung für ein Missale ist zu erkennen, wie Dürer bereits 1493 Tiefenwirkung bei der gestaffelten Landschaft hinter dem Kreuz erzielte. Für ein Gebetbuch bestimmt waren 18 kleinformatige Holzschnitte von 1493, bei denen die Anbetung der Könige mit dem Dachlattengerüst und dem Stern über dem Stall schon auf spätere Darstellungen von Christi Geburt hinweist. Ein „Bestseller“ war Ende des 15. Jahrhunderts das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant mit seinen drastischen Schilderungen menschlicher Tollheiten; Dürer hat für die Basler Ausgabe von 1497 z.B. das Blatt vom „Heiratsnarr“ geschaffen, vom schönen, jungen Mann, der eine alte reiche Frau wegen ihres Geldes heiratet und dabei durch viele bildlich anzügliche Anspielungen verspottet wird. Ab 1494 ist Dürer wieder in Nürnberg greifbar, und er zeigt sich hier als kluger Unternehmer, als er 1498 die Apokalypse des Johannes im Selbstverlag illustriert veröffentlicht. Denn er tat dies wohl weniger aus religiösem, sondern vielmehr aus geschäftlichem Interesse; das Buch mit seinen 32 Seiten im Großformat diente der Verbreitung der



Albrecht Dürer, *Der Traum des Doktors*, 1498



Albrecht Dürer, Das Theater des Terenz, ca. 1492/93

bereits vorliegenden Holzschnitte, die es schon als Einzelblätter gab. So sind die Holzschnitte ganzseitig auf der rechten, optisch wichtigeren Buchseite plaziert. Dieses „Bilderbuch“ funktionierte auch ohne den Text, der nicht immer genau zum Bild paßte, und hatte großen Erfolg, nicht zuletzt wegen der hohen Qualität, zu erkennen etwa bei den vier apokalyptischen Reitern mit ihrer plastischen Tiefe, der dramatischen Erzählung und der Brillanz und Differenziertheit des Holzschnitts. Neuartig war auch das kalligraphisch gestaltete Titelblatt mit einer prachtvollen Initialen; damit imitierte Dürer die Kunst der Schreibmeister. Befreundet war Dürer mit dem Humanisten Conrad Celtis. Das fand seinen Niederschlag auch in quasi programmatischen Holzschnittillustrationen. So schuf er zu dessen Ausgabe der Werke der Roswitha von Gandersheim zwei Widmungsblätter; beim ersten sitzt die Philosophie, nicht die Theologie als Herrscherin auf dem Thron: Sie hat also den Vorrang in den geistigen Wissenschaften erhalten, hat die Theologie abgelöst. Und beim zweiten ist der mit dem Dichterlorbeer bekränzte Conrad Celtis zu sehen, ein Zeichen dafür, daß Deutschland nun auch in der Poesie führend ist.

Auch politisch in hohem Ansehen

Dürer versuchte sich übrigens auch selbst 1510 in eigenen Versen, die er als etwas einfacher illustrierte Flugblätter veröffentlichte. Da gibt es ein religiöses Erbauungsblatt oder ein etwas statisches „Memento mori“ mit einem Landsknecht und dem Tod, als Mahnung, sich immer der Endlichkeit des Lebens bewußt zu sein und sein Verhalten auf Erden danach zu richten. Nett ist das Blatt mit einer Schulszene, bei der ein Lehrer mit dem Stock die Knaben zur Bescheidenheit und gutem Benehmen anhält. Aus den großen Buchpublikationen von 1511 zeigt die Ausstellung herausragende Blätter, so den Titelholzschnitt und die „Kreuztragung“ und die „Gefangennahme“ aus der „Großen Passion“, wobei das erstere, früher entstandene Bild die große Unruhe beim Volk betont, während letzteres durch die Klärung der Formen und den Bildaufbau besticht. Gleichzeitig erschienen die illustrierte „Apokalypse“ und das „Marienleben“. Das Titelblatt dazu ist technisch gewagt, denn der fein differenzierte Strahlenkranz um die Gottesmutter mußte ohne Begrenzung gedruckt werden. Die Vorlage zum Schlußblatt, auf dem Engel, Heilige und Kirchenväter in einer irgendwie zusammengesetzten Architektur Maria mit dem aufrechten Kind auf dem Schoß verehren, ist wohl schon 1502 unter dem Eindruck der Italienreise

entstanden. Bei der „Kleinen Passion“ passen Bild und Textblock im Gegensatz zu den großen Büchern genau zusammen. Berühmt daraus „Die Geburt Christi“ im ruinösen Stall, etwas merkwürdig „Christi Himmelfahrt“, von dem man nur die Füße Christi über dem Felsblock sieht. Natürlich darf das berühmteste Flugblatt Dürers aus den späteren Illustrationen nicht fehlen, das Rhinozeros von 1515; es erschien in großer Auflage und verbreitete die Weltsensation des exotischen Tieres, das Dürer aber nicht selbst gesehen hatte, denn es überlebte den Transport nicht; von dem Geschenk des indischen Maharadschas an den König von Portugal gab es jedoch Skizzen und furchterregende Beschreibungen. In den „dekorativen“ Teilen seiner Holzschnitte, etwa in den Bordüren zur Plutarch-Ausgabe von Pirckheimer oder in der Engelsbordüre um die Kreuzigungsszene lassen sich italienische Einflüsse, Merkmale der Renaissance und höfischer Stil erkennen. Das sogenannte „Welsch Gestech“ aus dem Freydal, eine Turnierschilderung zu Ehren Kaiser Maximilians I. (1517/18), beweist, daß Dürer nicht nur künstlerisch, sondern auch politisch in hohem Ansehen stand. Auch das Wappen des Reiches und von Nürnberg von 1521, eine bildliche Allegorie auf das gerechte und fürsorgliche Regiment der Reichsstadt, wurde im neuen Geist der Renaissance von Dürer geschaffen. Die letzte Buchausgabe, bei der er mitwirkte, war die Geographie des Ptolemäus mit den kritischen Anmerkungen des Regiomontanus, ein geozentrisches Modell der Welt; die „Armillarsphäre“ mit der relativ großen Erdkugel und den Kreisen darum, umgeben von zwölf Windgöttern, erscheint uns heute ziemlich kompliziert. Die Alterswerke Dürers sind seinen kunsttheoretischen Überlegungen gewidmet, so die Unterweisung der Messung für einen Zeichner – die Perspektive betreffend – (1525), die Lehre der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken (1527) und die Lehre von den menschlichen Proportionen (1528), deren Druck der Meister nicht mehr erlebte. Ob die frontal gezeigte „durchschnittliche Frau“, mathematisch ausgemessen, heute noch Gültigkeit hat? Doch eines steht fest nach dem intensiven Betrachten der Illustrationen Dürers: In seinem Werk zeigt sich der Wandel von einem theologisch bestimmten Weltbild zu der eher säkularen Betrachtungsweise der Renaissance, die Betonung des Geistigen, das Entstehen eines gewissen nationalen Stolzes und das gewachsene Selbstbewußtsein eines einflußreichen Künstlers und Unternehmers. ¶

Raunende Stimmen

Text und Foto: Angelika Summa

Die Ausstellung „Simorgh“ der beiden Künstlerinnen Gerda Enk aus Würzburg und der in Haßfurt geborenen Clara Oppel aus Graz, wird im Gedächtnis bleiben, weil sie sich dem Besucher gerade nicht aufdrängt. Das Spitalé präsentiert sich aufgeräumt, die Wände, der Raum sind kahl. Für Sekunden glaubt man, sich geirrt zu haben und sei in die Aufbauphase zur nächsten Ausstellung geraten. Also, Konsumhaltung – das wird aufgrund der Leere deutlich gemacht – ist nicht drin. Man sieht nur die kleinen Lautsprecherinseln auf dem Boden und die sie umgebende Kreideschrift, die Kabel und die locker herumstehenden weißen und grauen Sitzwürfel, sonst nichts. Dafür hört man mehr, und wegen der Art und Weise wie das geschieht, wird man noch intensiver dazu aufgerufen, nachzudenken. Den kahlen Raum füllen menschliche Stimmen, die Fremdes, Rätselhaftes aus Text- oder Literaturpassagen in getragenen Ton rezitieren. Einige Sätze hört man deutlich und erkennt sie in der Kreideschrift am Boden wieder. Die Stimmen überlappen sich, und einzelne Sätze und Worte dringen dadurch nur noch

Poetik der Parfüm



fragmentiert ans Ohr. Indem man die Klanginseln umwandert, überläßt man sich bereitwillig dem angenehmen Timbre der weiblichen und der männlichen Stimme, die sich zu einem wohltonenden Klangkörper verdichten und eine meditative Stimmung erzeugen, die Erinnerungen und Assoziationen hervorruft, was durchaus gewollt ist. Die Klanginstallation „Simorgh“ - titelgebend war der König der Vögel, das Vogel-Fabelwesen des persischen Dichters und Parfümverkäufers Farid Addin Attar – ist „eine Parabel für Unterwegssein“, das, so der ausliegende Begleittext, im Sinne Ernst Blochs eine Erkenntnisreise ist, die den Menschen durch Spurensuche und durch Bewußtmachung der Vergangenheit im Leben verortet und durch Entwicklung und Veränderung zukunftsfähig macht. Es stand jedem frei, sich die philosophischen Gedankengänge anzueignen, die Texte lagen aus. Wer sich beim Erwandern der Klanginstallation aber auch nur den raunenden Stimmen überlassen wollte, war auch auf dem richtigen Weg: Man wurde aufgefordert, sich auf sich selbst und die eigenen Erinnerungen einzulassen, angeregt von der meditativen Stimmung, die der Klangkörper hervorzauberte, von dem unergründbaren Sinn der disparaten Texte und der kalligraphischen Schönheit der persischen Schrift. Die meisten Besucher werden die Ausstellung nachdenklich verlassen haben. Und beeindruckt. ¶

Frühlingserwachen

Das 37. Internationales Filmwochenende in Würzburg erstmals im April

Text und Fotos: Achim Schollenberger

Da war doch was? Jahrzehnte lang stand der Termin am letzten Januarwochenende im Kalender. Den Winter mal kurz vergessen. Rein in den bequemen Sessel. Licht aus. Geschichten in fremden Sprachen gucken, die mal fesselten oder manchmal nicht, einen Blick auf unbekannte Welten und Kulturen werfen, gewichtige Probleme oder eniger wichtige, aber auf der Leinwand trotzdem bedeutsam wirken. Echte Filmkunst oder „Pseudokino“, Diskussionen danach und darüber, für die Filmfans in Würzburg war dies fest eingeplant.

Nun müssen die sich erst einmal umgewöhnen. Gerade dann, wenn die ersten Frühlingsgefühle erwachen und alle wieder hinaus in die hoffentlich wärmende Sonne drängen, soll man ins Kino?

Mit Ausgabe 37, vom 7. bis 10. April, rutscht das Internationale Filmwochenende in den Frühling. Zwei Wochen vor Ostern soll es künftig stattfinden, Die Ferien sind noch eine Woche weg, die Kinos, haben, ob geringerer Auslastung, eher Platz für Projekte abseits des Mainstreams. Neues Jahr, neuer Termin. Mal März, mal April, je nachdem. Fragt sich, ob da nicht manch einer das schöne Filmfest einfach verpennt oder verbummelt auf einer sonnigen Parkbank. Aber vielleicht regnet es ja.

Eines bleibt allerdings beim alten: Auch heuer hofft die Filminitiative Würzburg wieder auf viele Besucher in Cinemaxx und Programmkino Central, damit unterm Strich genügend Einnahmen zusammenkommen, um auch ein 38. Festival angehen zu können. Wer nicht erscheint diesmal, kann sich nicht rausreden. Man hat das ja gesehen und gehört bei der Schließung des Corso im Dezember 2009. Groß war das Gejammer, als es zu spät war. Vorher hat's die wenigsten der später Jammernden gestört. Schließlich waren immer weniger in die Vorstellungen mit den sogenannten „kleinen“ Filmen gekommen. Besucher weg, Kino weg. Irgendwann ist auch ein Festival weg! Einfache Rechnung.

Nun hoffen wir wieder das Beste und schauen mal auf das Programm. Ein paar Häppchen gabs vorab zu „sneaken“. Als Ü-Film sozusagen, ohne Beipackzettel. Das macht die Sache interessant. Immerhin hat der Kinobesucher beim Filmfest Informationen aus dem einmal vorliegenden Programmheft. Das kann immer weiterhelfen. Vor allem, bei Filmen in Originalsprache.

Womit wir schon beim ersten Schwerpunkt sind. In diesem Jahr liegt der auf den englischsprachigen Werken. Beiträge aus England, Irland, Australien wetteifern mit Produktionen aus Kanada, Schweden,

Norwegen, Italien, Rußland und der Türkei (womöglich und wahrscheinlich untertitelt) um den Publikumspreis. Einen französischen oder deutschsprachigen Gewinner wird es allenfalls in der Kategorie Dokumentarfilme geben.

Nach langer Abstinenz vom Kino meldet sich John Landis mit einem köstlichen Gaunerstück zurück. Sagt ihnen der Name nichts? Versuchen wir es mal mit „Kentucky Fried Movie“. Immer noch nichts? „Blues Brothers“? Natürlich, klar.

Das neue Duo heißt „Burke & Hare“. Deren „wahre“ Geschichte der „Westportmorde“ aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts besitzt alle Qualitäten, um prächtig zu unterhalten. Mit schwarzem Humor und schrillen Einfällen erzählt Landis, wie die beiden Tagelöhner in Edinburgh Leute um die Ecke bringen. Eine gute Einnahmequelle, bezahlt doch ein Professor der Medizin gutes Geld, denn für die Forschung wird dringend jede Leiche benötigt.

Reisen und Leichen

Drei Brüder sind unterwegs in „My Brothers“ des irischen Regisseur Paul Fraser. Er läßt den 17jährigen Noel, zusammen mit dem elfjährigen Paudie und dem sieben Jahre alten Scwally in einem klapprigen Van zur Küste aufbrechen. Wie geht man damit um, wenn der Vater zu Hause im Sterben liegt? Ein munteres, südländisches Roadmovie dürfte gefallen. Auf den Weg zu einem Auftritt und nebenbei zu sich selbst, machen sich vier noch nicht völlig gescheiterte Existenzen und Hobby-Musiker. „Basilicata Coast to coast“, zu Fuß, von Küste zu Küste, mit den Instrumenten auf dem Pferdewagen, quer durch die italienische Region. Mit dabei ist eine genervte Journalistin. Rocco Papaleo hat eine kurzweilige Reise gedreht, mit typisch italienischer Leichtigkeit und einem Schluck Vino-Schwermut. „Down Terrace“ von Ben Wheatley bleibt spröde und schwer verständlich. Eine durch und durch kriminelle Familie hat sich, zwischen beschaulichen Pausen mit trraditioneller Folk-Hausmusik, selbst ausradiert. Nur wüßte man gerne aufgrund der nur schwer verständlichen Problematik, warum eigentlich. Am Ende bleiben ein paar Leichen vergraben oder in Zellophan verpackt. Man fragt sich, ob die Besucher des Filmwochenendes eigentlich alle so perfekt Englisch, Italienisch oder Französisch verstehen, daß es keiner Übersetzung oder Untertitel braucht. Oder outet man da sich als Unwissender, wenn man eingesteht, daß Slang und Dialekt in einer fremden Sprache bei einem dialoglastigen Werk rätselhaft bleibt?

Den kanadischen Beitrag von Daniel Grou kann man eigentlich nur empfehlen. Allerdings muß man sich auf einiges gefaßt machen. „10 1/2“ Jahre alt ist Tommy, als er, von seinen Drogen konsumierenden Eltern vernachlässigt, in ein Heim für besonders gewalttätige Jugendliche kommt. Der Junge ist äußerst aggressiv, beißt, schlägt, hat selbst einen jüngeren Jungen mißbraucht. Dem erfahrenen Erzieher Gilles gelingt es nur mühsam, zu dem „wildem“ Kind durchzudringen. Zu dick ist der Panzer aus Frustrationen und Ängsten. Der fast zweistündige Blick hinter die Heim-Fassaden, die aussichtslos scheinenden Bemühungen, einen Jungen vor einer völlig kaputten Zukunft zu bewahren, ist eine aufwühlende Geschichte mit einem hervorragenden Robert Naylor als Tommy. Schade, daß die „Die Vaterlosen“ der Österreicherin Marie Kreuzer nicht mit um den Publikumspreis streiten können. Die Chancen stünden vielleicht gut. Manch langjähriger Festivalgast mag sich an solche Zeiten erinnern. 1987 gründet Hans auf dem eigenen Hof eine Groß-WG auf dem Land. Alles ist frei, alles wird geteilt, der Partner und das Hab und Gut. Man bringt sich ein, bis das Kollektiv zwangsläufig in die Brüche gehen muß. Als Hans 23 Jahre später im Sterben liegt, informiert seine langjährige Gefährtin Anna dessen Kinder. Die kommen, wenn auch manche wiederstrebend, um Abschied zu nehmen. Nach und nach zeigen sich die psychischen Verletzungen. In der Rückbesinnung mit Rückblenden auf die Kindheit wird ein Prozeß über seelische Wunden offenbart, denn das vermeintlich freie, rebellische Leben des Vaters war doch ein extrem egoistisches.

Richtig gute Dokumentarfilme

Den zweiten Schwerpunkt bilden wieder die Dokumentarfilme. Auch in diesem Jahr sind richtig gute dabei. Wer wissen will, wie man ein gutes Buch, macht sollte sich „How to Make a Book with Steidl“ unbedingt ansehen. Der Göttinger Verleger, Herausgeber der „Blechtrommel“ von Günter Grass, gilt als einer der wichtigsten Vertreter des Metiers. Die Fotobücher aus seinem Verlag sind meistens exzellent. Diesem „workaholic“ über die Schulter zu schauen ist Gereon Wetzels und Jörg Adolphs eindrucksvoll gelungen.

Die Frauen der Toubou machen sich einmal im Jahr auf durch die südliche Sahara, um in einer weit entfernten Oase Datteln zu ernten. Die dreiwöchige Reise treten sie ohne die Männer an. Natalie Borges hat die Karawane begleitet, und es gelingen in

„Wind of Sands, Woman on the Rock“ neben tollen Landschaftsbildern einer mühseligen Reise auch einfühlsame Eindrücke über die Träume und Wünsche der Nomadenfrauen.

Ein ungewöhnliches Porträt ist das Thema der Regisseurin Fatima Abdollahyan, über die einzige weibliche Olympiateilnehmerin des Iran, der Teakwondo-Kämpferin Sara Khoshjamal. Es ist überraschend, in „Kick in Iran“, das vom Training bestimmte Leben der Sportlerin und ihrer Trainerin mitzuerfolgen. Irgendwie hatte man da kaum oder andere Vorstellungen vom Sportlerinnendasein in einem islamischen Land.

Passend zu der im Sommer in Deutschland stattfindenden Fußballweltmeisterschaft der Frauen ist der Film der Österreicherin Brigitte Weich eine Offenbarung. „Hana, dul, sed“ zeigt den Werdegang der Frauenmannschaft Nordkoreas in die Weltspitze. Aus jedem Mannschaftsteil, Tor, Abwehr, Mittelfeld und Angriff hat sie eine Protagonistin ausgewählt, und sie zeigt auch Einblicke in deren Leben als die Sportlerinnenkarriere vorbei war. Faszinierend ist das Bild einer für uns unvorstellbaren Mentalität der Unterordnung, geprägt vom fast Gehirnwäsche mäßig eingetrichterten Glauben an das sozialistisch-kommunistische System und an die diktatorische Staatsführung unter Kim Jong Il. Man stelle sich vor, für unsere Bundesligaspieler wäre das höchste Gut eine mit der Unterschrift vom Staatspräsidenten gravierte Armbanduhr.

Gerade nach solchen Filmen darf man sich auf die anschließende Diskussionsrunde mit den Filmemacherinnen freuen. Weitere Regisseure stehen auf der Gästeliste und werden nach Würzburg kommen.

Das 37. Internationale Filmwochenende startet am 7. April um 19 Uhr im Programmkinos Central mit dem Eröffnungsfilm „Sound of Noise“ aus Schweden. ¶

Weitere Informationen unter: www.filmwochenende.de



Die Wut des Ideals

„In Schrebers Garten“ – Uraufführung am Mainfranken Theater Würzburg

Von Renate Freyeisen / Foto: Falk von Traubenberg

Der Schrebergarten – mit akkurat ausgerichteten Beeten, einer penibel eingehaltenen Gartenordnung bei ständiger gegenseitiger Kontrolle – wer kennt ihn nicht? Er gilt ein wenig als typisch deutsch, als etwas spießig, vor allem, wenn er mit Gartenzwerge dekorativ aufgehübscht ist. Eigentlich aber sollte das, was der Namensgeber der Kleingartenbewegung, der Orthopäde, Arzt und Pädagoge Dr. Moritz Schreiber (1808-1861) postulierte, nämlich naturnahe Bewegung im Grünen und Heilgymnastik, der Volksgesundheitsdien, vor allem in den Großstädten mit den Auswirkungen der sich entwickelnden Industrie. Doch wohin solch nützliche Ideen führen können, wenn sie ideologisch verabsolutiert werden, wenn sie verknüpft sind mit der Unterdrückung der „Triebe“, mit die Freiheit einschnürenden Maßnahmen zur „korrekten“ Haltung des Körpers, wenn sie dann zu Drill, Verlust an Kreativität und des Selbstwertgefühls pervertieren, zeigt eindrucksvoll Klaas Huizing an Paul Schreiber in seinem Roman „In Schrebers Garten“ (erschien 2008). Nun wurde diese Lebensgeschichte als Theaterstück mit großem Erfolg im Mainfranken Theater Würzburg uraufgeführt. Dies ist vor allem ein Verdienst der hervorragenden Inszenierung von Bernhard Stengele. Denn er verengt die Ursachen für die angebliche Paranoia des Sohnes Paul Schreiber nicht allein auf die Figur des übermächtigen Vaters. Als Vertreter der „Schwarzen Pädagogik“ war dieser allerdings sehr wohl verantwortlich für das Unglück seiner Kinder, von denen drei geisteskrank waren. Sohn Gustav brachte sich später um. Paul, erfolgreicher Jurist und Senatspräsident am Oberlandesgericht in Dresden, wurde Ende des 19. Jahrhunderts in eine Irrenanstalt eingewiesen, kämpfte aber vehement gegen seine Entmündigung. Er litt auch daran, daß seine Frau keine Kinder gebären konnte. Nachdem er 1903 die „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“ veröffentlicht hatte, entwickelte Sigmund Freud daraus 1911 die These, daß der männlichen Paranoia ein homosexueller Konflikt zugrunde liege. Elias Canetti sah später in dem Paranoiker Paul Schreiber

„das genaue Abbild des Machthabers“, der sich selbst als Gott sehe, als einzigen Menschen, auf den es allein ankomme. Stengele zeigt nun beispielhafte Stationen aus dem tragischen Leben Paul Schreibers; sie muten oft fast grotesk an, ersticken aber schnell das mögliche Lachen in der Kehle. Bühne und Ausstattung von Gesine Pitzer lassen das Ganze wie eine Versuchsanordnung, ein Experiment zur Erzielung von Erkenntnissen über die Manipulierbarkeit von Menschen erscheinen: Den Raum beherrschen zwei hohe, weiße Klettergerüste, auf dem einem sitzt die Pianistin Sidonie (Katia Bouscarrut), auf dem anderen die Cellistin Anne Sophie (Milena Ivanova) mit dem jeweiligen Instrument, die kahlen Köpfe gefoltert durch orthopädische Schreiber-Kinnbänder; seismographisch begleitet ihre Musik das Geschehen. Von der Decke hängen weiße, amorphe Gebilde, angeblich Nervenenden. Der grüne Boden ist eingeteilt in Vierecke mit Nummern, und die Personen haben sich dazwischen und darin abgezirkelt zu bewegen. Alle Schreibers sind unwirklich sauber, weiß gekleidet, auch mit transparenten Stoffen. Nur die Gegenfigur zum allgegenwärtigen Vater, der Schlaf (Issaka Zoungrana) kommt dunkel daher. Im grauen Alltagsanzug tritt mitleidlos-kühl Medizinalrat Weber (Rainer Appel) auf, der seinem Patienten Medikamente zur Ruhigstellung spritzt. Weiße, kantige Möbel-Gestelle ergänzen das unwohnliche Umfeld. Daß Vater Moritz (Georg Zeies: würdig, freundlich und diktatorisch streng) sowie seine Frau (mütterlich, aber ohne eigenen Willen, stets dem Gatten hörig: Maria Brendel), Sterilität ausstrahlen, hat mit ihrer Einstellung zum Leben zu tun: Korrekt, in aufrechter Haltung, gesund, sittsam, gottgefällig wird da mit einem Lied auf den Lippen „in die weite Welt“ hinausgezogen, die sich aber als Enge erweist. Die Familie orientiert sich völlig am Vater-Patriarchen, turnt rhythmisch nach seinen Befehlen. Auch nach dem Tod dieses Erziehungsdompteurs, der sogar die Sprache in ihre Bestandteile seziiert, ist er, aufgebahrt in Blumenkohlreihen, immer noch im Hintergrund gegenwärtig. Paul kann sich nie von ihm lösen, auch nicht nach der Heirat mit Sabine (Christina Theresa Motsch), einer sanften, blonden



Sabine (Christina Theresa Motsch) wehrt sich gegen den Schlaf (Issaka Zoungrana).

Schönheit. Ihre Liebe wird durch eine Werbung ohne Worte in altdeutscher Schrift – wie im Stummfilm – gewonnen; Sabine paßt nicht in das straffe System Schreiber, sichtbar schon an ihrem rosa Kleid, und sie verblutet fast durch ihre Fehlgeburten. Das wird drastisch gezeigt. Doch kein Mitleid – eine Frau hat ihrem Gatten Söhne zu schenken. Auch Gustav (Klaus Müller-Beck) zerbricht am Vater und dessen unerbittlichen Prinzipien. Daß Paul mit seinem Vater in einer Art Haßliebe verbunden ist, daß durch ihn sein männliches Selbstgefühl zerstört wird, macht Christian Taubenheim glaubhaft und überzeugend deutlich. Erschütternd peinlich wirkt sein Plädoyer für die neue Ordnung in der Familie genauso wie seine politische Brandrede für einen konservativen

Staat. Alles mißglückt ihm. Schließlich wendet er sich vom Männlichkeitsideal ab; denn er sieht die Zukunft in den Händen der Frauen. Durch die Medikamente von Dr. Weber gerät er in Halluzinationen, redet mit der Sonne, hält sich für einen Auserwählten, für einen Heiligen. Ein halbnacktes Mischwesen (Anna Sjöström) erscheint ihm und gebiert ihm eine Perle. Er nennt sich nun Paula, streift das Kleid seiner Frau über, wähnt sich im Paradies, in dem Gott der Gärtner ist, und erwartet nun einen neuen Anfang der Welt. Ein tragischer Traum. Auch wenn vieles hier überspitzt scheint: Es ist ganz aktuell ein Stück zum Nachdenken über Erziehungsideale und Erziehungsexzesse und wurde vom begeisterten Premierenpublikum mit langem Beifall gefeiert. ♪

Teuflische Engel

„Engel der Barmherzigkeit – dein heißer Draht zum Tod“ von Gabriele Brotzeller im „theater ensemble“ uraufgeführt.

Text und Fotos: Frank Kupke

Das Stück „Engel der Barmherzigkeit – dein heißer Draht zum Tod“ aus der Feder der Würzburgerin Gabriele Brotzeller, das jetzt in der Inszenierung durch die Autorin im Würzburger „theater ensemble“ uraufgeführt wurde, greift auf höchst amüsante Art und Weise ein sehr ernstes Thema auf – das Thema Beihilfe zum Selbstmord. Diese ironische Herangehensweise ist möglich, weil der Erstling der 28jährigen Autorin, der bereits vor einem halben Jahr in einer szenischen Lesung im Keller der Würzburger Studentenkneipe „Standard“ einem kleineren Publikum vorgestellt wurde, einer bierernsten moralischen Wertediskussion dramaturgisch buchstäblich entrückt ist. Der

Zweiakter spielt nämlich im Himmel. Genauer in der „Abteilung für aktive telefonische Sterbehilfe“. Hier gehen vier Engel unter ihrem Abteilungsleiter Rhamiel ihrer aus irdischer Zuschauersicht hoch unmoralischen Aufgabe nach: Sie stehen nebeneinander an vier Pulten, frontal dem Publikum zugewandt. Ausgestattet mit Lap-Tops und Head-Sets, nehmen sie als Beschäftigte des Call Centers „Engel der Barmherzigkeit“ im Himmel die verzweifelten Anrufe von Menschen auf der Erde entgegen, die sich umbringen wollen. Sie haben hierbei zwei konträre Vorgaben: Eigentlich sollen sie die potentiellen Selbstmörder nicht von vornherein in den Tod treiben, sondern die Willensentscheidung des Selbstmordkandidaten respektieren und ihnen gegebenenfalls Möglichkeiten zu einer Rückkehr ins Leben aufzeigen. Andererseits haben sie die Anweisung, eine bestimmte Mindestselbstmordrate zu erfüllen. Und wenn sich jemand für den Selbstmord entscheidet, geben die Engel eine auf den Anrufer individuell zugeschnittene Telefonberatung, was für den jeweiligen Selbstmordwilligen die angemessenste Selbsttötungsmethode ist. Allerdings wurde in letzter Zeit die gewünschte Mindestselbstmordrate einfach nicht mehr erreicht. Dieser Umstand treibt den Abteilungsleiter Rhamiel (grandios: Norbert Bertheau), dessen Karriere im Himmel ohnehin auf

Himmlicher Abteilungsleiter am Boden zerstört: Norbert Bertheau als Rhamiel.



Weitere Vorstellungen: 31. März; 1. u. 2. April. Jeweils 20 Uhr. Karten unter: 0931/44545 oder: www.theater-ensemble.net

Lüsterner Engel: Inga Zilles als Amatiel.



dem absteigenden Ast ist, fast in die Verzweiflung, aus der er sich mit einer Mischung aus Dienst nach Vorschrift und Zynismus zumindest vorläufig rettet. Auf den betriebswirtschaftlichen Druck von oben, den der Abteilungsleiter nach unten weiter gibt, reagieren die vier Engel recht unterschiedlich. Amatiel, keck und herrlich gespielt von Inga Zilles, genießt es, bei der Beratung mit einer irren Mischung aus Frivolität und Realitätssinn die Anrufer in ihrer Entscheidung für den Selbstmord zu bestärken. Irin (cool: David Chapman) macht bürokratischen Business as usual. Die berückend spielende Barbara Kerzinger als Halliza treibt das moralische Dilemma ihres Tuns zu einer Verzweiflungstat. Und Cassiel (enorme Bühnenpräsenz: David Mittelbach) zieht die aus seiner Sicht notwendigen Konsequenzen. Welche Folgen diese Konsequenzen haben und wie das Stück schließlich ausgeht, braucht hier nicht verraten zu werden. Nur so viel: Das handwerklich meisterhafte Stück gehorcht letztlich dem Dürrenmatt'schen Diktum: „Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.“

Ohnehin ist der Schluß nur das Sahnehäubchendes dramaturgisch und handwerklich hervorragend gemachten Stückes, das als schwarz-humorige Farce einen makabren Bühnenzauber in der Frankfurter Straße 87 entfaltet (Ton, Licht, Technik: Markus Rakowsky, Bühne, Produktion: Norbert Bertheau). Herrlich, wie die großen ethischen Fragen Teil eines unterhaltsamen Spiels werden und die nicht minder großen Antworten ihren Wert weniger von ihrer existentialphilosophischen Relevanz, sondern ihrer Bühnentauglichkeit erhalten. Und selbst daß es unklar ist, ob die alleroberste Gewalt, der die Engel gehorchen müssen, eher satanischen oder göttlichen Charakters ist, taucht diese Burleske in ein fluoreszierendes Leuchten. ♪

SCHNITTSTELLEN

Technik trifft Kunst

BBK
Sommerausstellung
27.5. - 19.6.2011
BBK-Galerie
im Kulturspeicher

Mi/Do/Fr/Sa 11-18 Uhr
Sa 12-18 Uhr
Mo/Di geschlossen



TAKE NET
Network Technology Services

- Manda Artub
- Petra Blume
- Lilo Ehmeling
- Katrin Hoyer
- Margrith Hirschmiller-Reinhart
- Tilmar Harburg
- Darius Moser
- Marianne Oberhofer
- Verena Hampel
- Barbara Schapen-Dauer
- Julia Schmitt
- Berthard Schürmann
- Angelika Somme
- Audie Vega
- Christine Wehr-Bamberger

Italienische Vitalspritze

Ensemble „Teatro in Cerca“ im Theater Chambinzky

Text und Fotos: Katja Tschirwitz

Ein langer, kalter Winter und auch in der letzten Februarwoche noch kein Ende in Sicht: Da wirkte die Würzburger Premiere der Komödie „Un sogno di una notte in mezza sbornia“ des Neapolitaners Eduardo de Filippo nicht nur für Frostbeulen wie eine sommerliche Vitalspritze. Der „Traum einer Nacht im Halbrausch“ brachte am 24. Februar für fast drei Stunden ein Stückchen Amalfiküste auf die Bühne des Chambinzky-Theaters – mit einer kräftigen Dosis italienischen Familientrubels und anderer Italienklischees, an denen – aus echt italienischer Feder geflossen – wohl mehr als nur ein Funke Wahrheit ist. Daß nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Publikum viele Italiener unterwegs waren, machte die Sache noch besser.

Das Ensemble „Teatro in Cerca“ (Theater auf der Suche) wurde von den Romanisten der Universität Würzburg 1997 ursprünglich als Pendant zur französischsprachigen Theatergruppe gegründet. Längst hat es sich aber auch außerhalb der Uni etabliert und zieht ein Mal pro Jahr scharenweise Italien-, Theater- und Sprachliebhaber an – mit einer regelrechten Tournee à la italiana: Vor den sechs Würzburger Auftritten standen diesmal schon Aschaffenburg, Schweinfurt, Frankfurt und Bamberg mit je einer oder zwei Vorstellungen auf dem Plan, Nürnberg sollte als weitere Station noch folgen. Die überwiegend deutsch-italienische Truppe ist also recht gespannt. Da die 13 Schauspieler im normalen Leben auch anderes machen als zu schauspielern – von Student über Pharmareferentin

bis zum ehrenamtlichen Stadtrat ist alles dabei –, ist hier viel (Freizeit-)Einsatz und Herzblut gefragt. Daß das alle Beteiligten auch wirklich einbringen, war dem Bühnengeschehen deutlich anzumerken.

Auch wenn der Name Eduardo de Filippo hier nicht jedem etwas sagt, ist der 1984 verstorbene Autor in Italien eine Theatergröße. Wie in allen seinen Komödien dreht sich auch „Un sogno di una notte in mezza sbornia“, ursprünglich komplett im neapolitanischen Dialekt verfaßt, ums Dreigestirn „Vater – Mutter – Kinder“: Dem trinkfesten Don Pasquale De Felice, mit Frau und zwei Kindern in bescheidenen neapolitanischen Verhältnissen lebend, erscheint eines Nachts der große Dichter Dante Alighieri und nennt ihm die vier Ziffern 8, 13, 58 und 90. Die sollen ihm im lottoverrückten Neapel den terno, den Hauptgewinn einbringen. Der Haken ist nur: Laut Dante, mit dessen Gipsbüste Pasquale immer wieder Zwiesprache hält, bezeichnen die Nummern auch Pasquales Todeszeitpunkt, und der soll schon in acht Monaten sein. Es entwickelt sich eine turbulente Story, in der Pasquales Familienmitglieder ihn zwar für verrückt erklären, sich aber nur allzu gerne an seinen (tatsächlich gewonnenen!) Millionen gütlich tun. Beeindruckend unsympathisch mimte Sandra Ellena hier die klunkerbehängte Zicke und Ehefrau Maddalena, die – ein Zeichen ihrer eigentlichen Herkunft – trotz der neuen Wohn- und Lebensumstände immer wieder in ihren verwachsenen neapolitanischen Dialekt zurückfällt. Bis zum angekündigten Todestag, den Pasquale beunruhigt nahen sieht, kommt es im Hause De Felice zu zahlreichen Szenen von teils köstlicher Situationskomik. Beispielsweise, als Pasquale seinen Traum noch einmal durchlebt und Dante (Pedro Mazzarini) höchstpersönlich hinter dem Bühnenvorhang hervorwankt. In ein weißes Bettlaken oder ähnliches gehüllt, überlebensgroß (vielleicht auf versteckten Stelzen oder Plateauschuhen?) und mit aufgepappter Hakennase (Dantes Markenzeichen) verkündet er mit pathetisch und mit dröhnend tiefer Stimme die schicksalhafte Botschaft – ein ulkiger Kontrast zur De Felice-Welt, die von weltlichen bis kleinkarierten Streitigkeiten geprägt ist. (Daß auch Dante nur ein Mensch ist, zeigt sich, als ihm seine brustig sonore Stimme bei einer 1:1-Diskussion mit Pasquale plötzlich ins Fistelige abgleitet.) Zum Brüllen auch das synchrone Peperoncini-Schwenken der gesamten De Felice-Sippe: Die scharfe Schote ist in Neapel das Mittel gegen böse Mächte, und Pasquale scheint immer ein Monsterexemplar davon in der Jackentasche zu haben. Er hat die



Italienerinnen, wie wir sie mögen.

Nachbarin Donna Filumena (eine stimm- und ausdrucksstarke Ana-Maria Popa) als „leichtes Mädchen“ bezeichnet, die nun wie eine Furie schlechte Wünsche über ihn ausschüttet; da bröselte er das Riesengewürz hektisch auf den Boden und küßt – während die Sippe kräftig ihre Peperoncini schwenkt – die bereits jämmerlich zerfledderten Heiligenbildchen, die er sich offenbar zu diesem Zweck ins Jackenfutter genäht hat. Ein rauschhaftes Zelebrieren neapolitanischen Aberglaubens! Filumenas wirkungsvolle Garderobe, bestehend aus rotem BH unter schwarzer Tüllbluse, high heels und Minirock, ist übrigens Teil einer schlichten, doch logischen wie symbol- und aussagekräftigen Bühnenausstattung.

Nuccio Pecoraro verleiht der Figur Don Pasquales ein glaubwürdiges Profil. Schwankend zwischen Hilfsbereitschaft und Gutmütigkeit auf der einen, weinerlicher Egozentrik auf der anderen Seite bleibt er sich im Gegensatz zur zum Snob mutierten Gattin auch nach dem Lottogewinn seiner Herkunft bewußt. Seine Großzügigkeit schießt allerdings immer auch auf Pluspunkte fürs Jenseits, von dem er sich nicht mehr weit entfernt sieht. Zum Publikumsliebbling avancierte neben Pecoraro als Don Pasquale zweifellos das Energiebündel Clara Astorina, die als Carolina, amica di famiglia, für

die größten Lacher sorgte. Mit ihren geschätzten 150 Zentimetern Körpergröße gab sie schon rein optisch ein bizarres wie rührendes Bild neben den Schauspielerkollegen ab. Wenn sie dann plärrend über die Bühne fegte, stolzierte oder stapfte – ganz Ausbund italienischen Temperaments – und dazu ein ungekünstelt komisches Minenspiel an den Tag legte, konnte man gar nicht anders als sie bedingungslos ins Herz zu schließen. Der Schlußapplaus sprach hier für sich. Überzeugend widerwärtig schlüpfte Richard Schwaderer in die Rolle des tumben, bejammernswert sprachunbegabten Amerikaners Jack Hilton, Verlobter der De Felice-Tochter Gina (Mareike Heuchel), dessen eklig-breites Ami-Italienisch bewußt an die Grenzen des Erträglichen stieß.

Nicht zuletzt war das Gelingen der Produktion natürlich der Regie Michael Engelhardts zu verdanken. Der erlebte mit der „Nacht im Halbrausch“ zwar sein Regiedebüt, stand aber in zehn der zwölf Teatro-in-Cerca-Produktionen schon als Schauspieler auf der Bühne und konnte somit aus fünf verschiedenen Regieansätzen Erfahrung ziehen. Insomma: Ein heiterer, unbeschwerter Abend auch für Deutsche, denen ein Vokabelteil im Programmheft auf die Sprünge half. ¶

GMD am MFT

Enrico Calesso als Generalmusikdirektor des Mainfranken Theaters verpflichtet.

Von Renate Freyisen / Foto: Gabriele Knoch

Nun ist es heraus: Der neue Würzburger Generalmusikdirektor heißt Enrico Calesso. Damit ist die Übergangszeit von Jonathan Seers zu Ende, der ausdrücklich nicht weiter machen wollte, auch wenn er noch so beliebt war. Aber der aus Treviso gebürtige, groß gewachsene Strahlemann Calesso ist sicher eine gute Wahl. Denn der 36jährige hat nun schon fast eine ganze Spielzeit am Mainfranken Theater hinter sich als erfolgreicher Erster Kapellmeister. Er kennt also mittlerweile das Haus und wird nun für fünf Jahre das musikalische Geschehen am Würzburger Musentempel leiten. Eine Verpflichtung über einen solch langen

Verwaltung einhellig und deutlich ihr Vertrauen geschenkt haben, andererseits ist er sich bewußt, daß er sich vor einer schwierigen Aufgabe befindet. Denn in seiner „Amtszeit“ steht die Planung der dringlichen Sanierung des maroden Theaters an. Da ist noch nichts heraus über Umbau im Inneren, über Kosten und über den möglichen Umzug ins Ausweichquartier Frankenhalle. Doch die muß erst einmal saniert werden. An sich hat Calesso nichts gegen die ca. 800 Plätze fassende Halle; er findet sie akustisch für Musikaufführungen sogar gut und durchaus geeignet. Aber über eines ist er sich sicher: In solch schwierigen Umbruchszeiten benötigt

man Kontinuität am Pult. Die relativ schnelle Vertragsunterzeichnung bedeutet für Calesso ein positives Zeichen für die Zukunft. Eines betont er gleich: Er fühlt sich an „sein“ Haus gebunden und nimmt „aushäusige“ Angebote nur dann wahr, wenn er in Würzburg keine Aufgaben zu erfüllen hat. Das war schon einmal anders: Einer seiner Vorgänger auf dem Posten des GMD glänzte öfter durch Abwesenheit gerade bei wichtigen Konzerten und dirigierte an für ihn noch wichtigeren Orten, weil es sein Vertrag so zuließ. So benötigte man einen

Vertreter, was mit Kosten verbunden war. Calesso aber will sich solche Affronts gegenüber dem hiesigen Publikum nicht gestatten; er wird also bei den Bregenzer Festspielen nur in den Theaterferien

dirigieren. Das bringt Renommee und beeinträchtigt seine örtlichen Verpflichtungen nicht. Dennoch ist ihm bewußt, daß es für einen Dirigenten unerlässlich ist, auch mit anderen guten Orchestern wie den Wiener Symphonikern in Bregenz Erfahrung zu sammeln. Außerdem tut er auch etwas für die Nachwuchsförderung: Das Kooperationsprojekt mit der Würzburger Hochschule für Musik, bereichernd für Instrumentalisten wie Sänger, wird Calesso auf jeden Fall weiterführen. Über seine Pläne hinsichtlich des Konzertprogramms verrät er noch nichts. Aber: Obwohl er von Haus aus Pianist ist – er studierte Klavier in Venedig – legt er bei den Konzerten keinen besonderen Schwerpunkt auf das Tasteninstrument. Doch zu bedenken ist sicher, daß das Klavier in der Konzertliteratur ein großes Gewicht hat. Calesso verfügt im übrigen über eine Konzertdramaturgin für diesen Bereich seiner Tätigkeit. Was aber für Würzburg schon lange ein Desiderat ist und den GMD wirklich entlasten würde, was an anderen Häusern üblich ist, nämlich ein Orchestermanager, der steht wohl ewig in den Sternen. Der könnte ihn beispielsweise unterstützen bei Gastspielen – das Orchester hat früher öfter in anderen Städten gastiert und dadurch Reputation erworben; in den letzten Jahren zeigte es sein Können nur in Berlin und Salamanca. Solche logistischen Aufgaben, außerdem Bereiche wie Besetzung durch Aushilfen, Einwerbung von Sponsoren etc. könnte ein Manager übernehmen. Zu diesem Posten äußert sich Calesso nicht. Dagegen leuchten seine Augen, wenn er auf die Oper zu sprechen kommt. Da gibt es zwei Werke, „die ihm immer wegrennen“, die er aber gerne in Würzburg dirigieren würde; das sind die „Tosca“ von Puccini, zu der er „eine unerklärliche emotionale Zuneigung“ hat, und auch, wenn es so viele Meisterwerke gibt – „Die Fledermaus“, für ihn ein ganz wunderbares Stück. Immerhin freut er sich jetzt schon auf einen „schönen Zufall“: Er steckt soeben in den Proben für sein nächstes Dirigat, für Rossinis „Cenerentola“, also das „Aschenputtel“ – seiner Meinung nach auch wunderschöne Musik! Die italienische Opernliteratur bietet eben herrliche Stücke, „und sie läßt sich gottseidank nicht vermeiden“. Doch auch wenn er Italiener ist – man hört es seinem charmanten Deutsch noch an – , sein Dirigier-Studium in Wien hatte mit der italienischen Oper wenig zu tun. Er absolvierte es mit Auszeichnung und erhielt als Preis ein Stipendium der Universität Wien. Immerhin genoß er es, in der Stadt Mozarts zu sein, die Atmosphäre einzusaugen. Für ihn ist Mozart das A und O; jede seiner Opern ist für sich einzigartig und dramaturgisch stringent.

Für den Dirigenten und die Sänger bedeutet sie die allereinfachste und gleichzeitig allergrößte Sache – und gleichzeitig so schwer zu erfüllen. Deutsche Spielopern – in der nächsten Spielzeit bei Lortzings „Wildschütz“ zu erleben – machen Calesso „Riesenspaß“, werden aber oft unterschätzt. In der Gattung Operette – „Die lustige Witwe“ ist bereits angekündigt – hat sich der neue GMD schon bei seinem Dirigat beim „Feuerwerk“ bewährt; da war er überrascht von der flexiblen Reaktion der Musiker und Sänger. Überhaupt rühmt er am Würzburger Haus, daß es sich in allen Arten der musikalischen Genres überzeugend präsentiert. Auch für die von ihm geschätzte Barockoper – nächstes Jahr kommt Glucks „Orfeo“ – findet er hier ein äußerst kompetentes Ensemble und Orchester vor. Gerade die frühe Oper ist für Calesso ein wichtiges Anliegen. Natürlich stellt Richard Wagner für ihn eine große Herausforderung dar, zumal der Meister aus Bayreuth auch einmal in Würzburg am Pult stand und sich hier der weltweit größte Wagner-Verband etabliert hat; 2012 wird Calesso also „Tristan und Isolde“ dirigieren, dafür müsse man wissen, wie man die spezielle Wagnersche Klangwelt, also „das spezielle Milieu“ auf der Würzburger Bühne schaffen könne; freilich will Calesso nicht mit den idealen Bayreuther Bedingungen konkurrieren. Aber ein Zaubermittel für ihn ist das Crescendo, das schon im Vorspiel stimmen muß, und der Orchesterklang sollte sich mit der Gesangslinie decken. Erfahrungen mit dem Opernrepertoire hat Calesso bereits in Erfurt als Kapellmeister und Assistent des dortigen GMD gesammelt. Da gab es einmal eine skandalträchtige Verdi-Oper, „Un ballo in maschera“; da muß er lachen, denn er hat im Orchestergraben nicht viel davon gesehen. Aber wie steht Calesso eigentlich zum Regietheater? Das Würzburger Publikum, und nicht nur dieses, sperrt sich oft gegen Neuerungen. Calesso zeigt sich offen für moderne Deutungen, glaubt aber, daß sich durch intensive gemeinsame Probenarbeit wie in Würzburg Brüche und auch Nachteile für die Sänger vermeiden lassen. Eines steht aber jetzt schon für den neuen GMD fest: In Würzburg fühlt er sich unheimlich wohl, „fast zu Hause“, findet die Stadt gerade wegen ihrer Größe „gemütlich“ und überschaubar. Er wohnt nun mit seiner Frau, einer italienischen Architektin, samt Töchterchen Ilaria (22 Monate jung) in einer netten Wohnung im Grünen und liebt den Frankenwein, vor allem die Sorte Bacchus, obwohl er aus der Gegend stammt, wo der von vielen Deutschen so geschätzte Prosecco herkommt. ¶



Zeitraum ist eigentlich nicht üblich; normalerweise läuft ein solcher Vertrag über drei Jahre. Einerseits freut es Calesso, daß ihn die Stadt langfristig in der Verantwortung sehen will, daß ihm Orchester und

„Ich liebe Töne – schöne Töne“

1. Kammerinfonie und „Pierrot lunaire“ im Toscanasaal

Text und Foto: Frank Kupke



Von links: Makoto Sudo (Bratsche), Sara Birringer (Geige), Stefan Albers (Querflöte und Pikkoloflöte), Matthias Steinkrauß (Cello), Katia Bouscarrut (Klavier), Silke Evers (Rezitation) und Uwe Ellies (Klarinette und Baßklarinetten).

Eine spannende Sache sind die vom Mainfranken Theater Würzburg veranstalteten Kammerkonzerte im Toscanasaal der Würzburger Residenz allemal. Aber von den sechs Kammerkonzerten, die Solisten des Philharmonischen Orchesters Würzburg in der laufenden Spielzeit auf die Beine stellen, war jenes, das ein reines Schönberg-Programm bot, sowohl von der Auswahl der zu hörenden Stücke wie auch mit Blick auf das Niveau der Aufführung eine Perle dieser exquisiten Konzertreihe. Denn das hätte sich Arnold Schönberg (1874-1951) nicht träumen lassen: daß seine Musik dereinst Begeisterungstürme auslösen würde. Und zwar eben nicht jene noch weitgehend der spätromantischen Tonsprache

verhafteten Frühwerke wie „Verklärte Nacht“ (1899) oder „Gurre-Lieder“ (1901). Nein, was hier im bestens besuchten Toscanasaal der Würzburger Residenz die Zuhörer zu geradezu frenetischem Applaus hinriß, waren die 1. Kammerinfonie (1906), die auf der Kippe von der freien Tonalität zur Atonalität steht, und der atonale expressionistische „Pierrot lunaire“ (1912).

Die Werke, die hier beim 2. Kammerkonzert des Mainfranken Theaters der laufenden Saison erklangen, verlangen höchstes technisches Können, dem alle Aufführenden mehr als gerecht wurden. Allen voran die umwerfende Silke Evers. Die Sopranistin gestaltete die Rezitation mit soviel Biß, Ironie, Boshaftigkeit, Schmachten, ja Bühnenpräsenz

(wenngleich es hier ja gar keine Bühne gab), daß sie in der Tat zum leibhaftigen „mondestrunkenen“ Pierrot mutierte, der in den Schönberg-Vertonungen der 21 von Otto Erich Hartleben übersetzten Albert-Giraud-Gedichte seinen grotesken, nächtlichen Kosmos durchschreitet.

Und mit der Rezitation hat es im „Pierrot lunaire“ bekanntlich seine eigenen Bewandnis: Die Stimme darf auf keinen Fall gesungen werden. Der Einzelton muß exakt getroffen, sofort wieder verlassen und mit dem folgenden kunstvoll verschliffen werden. Keinesfalls darf eine „singende Sprechweise“ entstehen, schreibt Schönberg im Vorwort zu dem Werk. Der Rhythmus ist exakt einzuhalten. Das alles stellt die Rezitatorin vor enorme technische und

ausdrucksmäßige Schwierigkeiten, die Silke Evers grandios meisterte. Hinzu kommen nun freilich noch die nicht minder diffizilen Instrumentalstimmen. Den gewaltigsten Part hat hier das Klavier zu bewältigen. Dies tat Katia Bouscarrut mit Präzision und, wo nötig, einem gerüttelt Maß Energie. So im „Die Kreuze“. Aber nicht nur virtuose Einzelleistungen sind gefragt. Worauf es vor allem ankommt, ist das Zusammenspiel. Und das war vorbildlich – auch und gerade in der 1. Kammerinfonie – dank einer famosen Kommunikation unter den weiteren Musikern mit Sara Birringer (Geige), Makoto Sudo (Bratsche), Matthias Steinkrauß (Cello), Stefan Albers (Querflöte und Pikkoloflöte), Uwe Ellies (Klarinette und Baßklarinetten).

Freilich kann der große Erfolg des Konzerts mit reinem Schönberg-Programm nicht darüber hinwegtäuschen, daß Schönbergs Musik im Theater- und insbesondere im Konzertbetrieb insgesamt eher ein Schattendasein führt. Mit dem Schönberg-Konzert im Toscanasaal setzte das Mainfranken Theater ein erfreuliches und deutliches Zeichen gegen diesen Trend. Außerdem machten die Musiker deutlich, um was für großartige Musik es sich gerade bei den Werken des reifen Schönberg aus der Zeit um 1910 handelt.

Denn auf der einen Seite gibt es gerade in der 1. Kammerinfonie – sie wurde im Toscanasaal in der Bearbeitung des Schönberg-Schülers Anton Webern (1923) gespielt – und im „Pierrot“ eine beispiellose kompositorische Durchdringung des musikalischen Materials. Andererseits redet Schönbergs Musik mit einer geradezu psychogrammatistischen expressionistischen Tonsprache auch den heutigen Hörer direkt und unmittelbar an. Beide Seiten – kompositorische Rationalität und ausdrucksmäßige Unmittelbarkeit –, kulminierten schließlich ab 1921 in Schönbergs Zwölftonwerken. Und – wer weiß – vielleicht ist die Zeit gekommen, daß im heutigen Kulturleben die Musik jenes Mannes auf offene Ohren trifft, der zu Charlie Chaplin in den 1930er Jahren einmal gesagt hat: „Ich liebe Töne, schöne Töne“ – nämlich die Musik von Arnold Schönberg. ¶

Beim nächsten Kammerkonzert am 20. März stehen Streichquartette von Fauré und Mendelssohn auf dem Programm. Beim letzten Konzert der Saison am 8. Mai werden von Mozart das Quartett für Flöte und Streichtrio KV 285, das Quartett für Oboe und Streichtrio KV 370 und das Quintett für Horn und Streichquartett KV 407 zu hören sein. Die Konzerte beginnen um 11 Uhr im Toscanasaal. Karten unter Tel. (0931) 3908-124 oder online unter <http://www.theaterwuerzburg.de>

Häuser und anderes

Gedanken zur Architektur
Teil 13

Von Ulrich Karl Pfannschmidt
Fotos: Ulrike Schmidtchen

Welch ein Glück, daß es auf manche Fragen viele Antworten gibt und niemand sagen kann, welche die einzig richtige ist. Die Vielfalt macht das Leben farbig. Am Beispiel der zahlreichen Ruinen, die der Zweite Weltkrieg hinterlassen hat, kann man erkennen, wie verschieden die Menschen mit den Trümmern umgegangen sind. Neben Abriß und Wiederaufbau sind geradezu kreative Schübe zu beobachten, die aus Not, Mangel und ein paar Resten etwas völlig Neues geschaffen haben. Mit der Johanniskirche, geplant von Reinhard Riemerschmid, verfügt Würzburg über ein herausragendes Beispiel dafür. Ein anderes ist das gläserne Zelt über den Ruinen der Domkirche in Hamar, Norwegen, mit dem die Reihe der „Häuser“ anfang.

Ein drittes Beispiel ist das „Haus Weitmar“ im gleichnamigen Stadtteil von Bochum.

Als „Haus“ bezeichnet die Bescheidenheit des westfälischen Adels hier eine Wasserburg, die sich vom Bauerngehöft im 11. Jahrhundert zum Rittersitz mauserte, als 1464 ein neues Wohnhaus errichtet wurde. Neben der Burg steht die Ruine der Sylvesterkapelle mit romanischen und gotischen Elementen. Im Mai 1943 zerstörten Bomben das im Jahr 1592 erneuerte Wohngebäude. Nur die Außenmauern von Schloß und Kapelle blieben stehen. Ein Stall und ein Wohngebäude aus dem späten 19. Jahrhundert werden 1968 abgebrochen.

Seitdem steht die Ruine und bröckelt vor sich hin, während sich die Welt um sie herum verändert. Am Rand des Schloßparks baut sich die Familie der Eigentümer von Berswordt-Wallrabe ein neues Haus, ergänzt um die Kunstgalerie M. Die erste

Ausstellung „m1- junge europäische Kunst“ eröffnet am 3. Mai 1969. Adolf Luther, Jan.J. Schoonhoven und Francois Morellet zählen zu den Künstlern, die von der Galerie vertreten werden. 1971 erscheint der erste Übersichtskatalog „Neue Konkrete Kunst“, der maßgeblich für die Bezeichnung dieser Kunstrichtung wird.

Richard Serra hat hier 1977 seine erste Einzelausstellung in Deutschland. 1976 wird der Schloßpark mit seinen alten Bäumen geöffnet. Allmählich entwickelt sich Leben in der Abgeschiedenheit. Die Menschen entdecken den Park. Jedes Jahr im Sommer locken Schüler der Schauspielschule Bochum mit einem Stück oder Szenen von Shakespeare zahlreiche Besucher in den Park. An verschiedenen Lichtungen zwischen den Bäumen finden moderne Skulpturen Platz. Liebhabern alter Kunst mögen sich bei deren Anblick die Zehnägeln aufbiegen, hier tun es die Wegekanten. Immer noch bröckelt die Ruine des Schlosses vor sich hin.



Aufgebogene Wegkante

In den Jahren 1988 bis 1990 wird am Rand des Schloßparks ein Gebäude-Ensemble mit Namen „Situation Kunst“ errichtet. Es erinnert an den Gründungsordinarius des Kunstgeschichtlichen Instituts der Universität Bochum, Max Imdahl. In kleinen Pavillons werden Zeichnungen, Gemälde und skulpturale Objekte von Richard Serra, Gotthard Graubner, Norbert Kricke, Arnulf Rainer, Schoonhoven, Maria Norman und David Rabinowitch gezeigt. Ein eigener Pavillon birgt Kunst aus Afrika und Asien. Aus privater Initiative entstanden und finanziert, ist „Situation Kunst“ heute Teil der Kunstsammlungen der Universität Bochum und wird gemeinsam von einer Stiftung und dem Kunstgeschichtlichen Institut verwaltet. Die Sammlungen dienen dem Studium der Studenten, stehen aber auch der Öffentlichkeit unentgeltlich

zur Verfügung. Kleine Wechelausstellungen ziehen zahlreiche Besucher an.

Immer noch bröckelt die Ruine, jetzt aber heftiger. Im September 2009 müssen Haus Weitmar und die Kapelle mit einem Bauzaun umgeben werden. Die Ruinen sind stark mit Birken bewachsen, die das Mauerwerk sprengen. Steine fallen herab. Im Jahr 66 nach der Zerstörung wird es Zeit, etwas zu unternehmen. Der Wunsch, bessere Räume für Ausstellungen zu bekommen, fördert die Idee zu Tage, einen Bau in die Ruine des Schlosses einzufügen, der möglichst vielseitig zu nutzen sein soll.

Das Bröckeln soll ein Ende haben. Hinter den gesicherten und gefestigten Mauern der Ruine wächst nun ein gläserner, milchig-grünlicher Glaswürfel in die Höhe, unserer Zeit verhaftet, umhegt von der Vergangenheit. Ein schärferer Kontrast ist kaum denkbar, ein spannenderer auch nicht. Wie eine Blüte aus der sich öffnenden Knospe steigt der „Kubus“ empor und präsentiert sich dem schönen

Park. Er bietet auf den vier Geschossen seines Innern 1 200 Quadratmeter Fläche für Ausstellungen, wissenschaftliche und kulturelle Veranstaltungen, Büros, Restaurierungswerkstatt, Lager, Gästeapartments und ein kleines Bistro, das zwischen Mauern und Glaswänden eine wundervolle Terrasse bedienen kann. Den Architekten Pfeiffer, Ellermann und Preckel ist eine neue, interessante Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit Ruinen eingefallen. Die mäzenatische Haltung der Schloßeigentümer und Finanzhilfen der Europäischen Union, des Landes Nordrhein-Westfalen, der Stadt Bochum und der Krupp-Stiftung haben den Bau gefördert. Im Frühjahr 2010 ist er der Öffentlichkeit übergeben worden.

Der unglaubliche Friedrich Schiller hat das Schicksal des Hauses Weitmar geahnt: In der zweiten Szene des vierten Aufzugs von „Wilhelm Tell“ läßt er den alten Attinghausen sagen: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. ¶

Haus Weitmar



✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Der Würzburger **Tonkünstlerverband**, gegründet 1911 von zwei Frauen, der Sprachlehrerin Gusti Kirchhoff und der Klavierlehrerin Lotte Kliebert, wird 100 Jahre. Diesen Geburtstag feiert er in einer rückblickenden Ausstellung und mit vielen aktuellen Konzerten und Klanginstalltionen vom 4. - 27. März in der BBK-Galerie im Kulturspeicher, z. B. Mit einem Klavierkonzert mit Franziska Leicht am Donnerstag, 17. März um 17.30 Uhr, die Werke von Wolfgang A. Mozart und Franz Liszt spielt, oder am Tag darauf, 18. März, ebenfalls um 17.30 Uhr, mit einem Pianolokonzert. Ein Pianola ist ein Vorläufer der Stereoanlage, das mittels Lochstreifen und Unterdruck betrieben wird und Musik aus der Zeit der Verbandsgründung präsentiert. Daß der Verband auch den Nachwuchs fördert wird mit dem Konzert „Tutti Flauti“ der Blockflötenklasse von Annette von Brenndorff deutlich (Mittwoch, 23. März, um 17 Uhr). Der Eintritt ist zu allen Veranstaltungen frei.

[sum]

www.tonkuenstlerverband.de

Besser als alle Muttertage zusammen: der **Internationale Frauentag**. Am 8. März jährt er sich immer, 2011 zum 100. Mal. Es ist klar, daß das - vom 20. Februar bis 25. März 2011 - gefeiert werden muß, weil selbst den Emanzipiertesten unter der neuen Girlie-Generation klar geworden ist, daß das, wofür die Frauen kämpften auch heute, nach 100 Jahren, noch nicht erreicht ist. Angela Merkel war und ist in dieser Hinsicht auch keine Hilfe.

Da wäre die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit zu nennen, eine grundlegende Forderung für die Gleichstellung der Geschlechter - und seit ihrer ersten Formulierung durch unsere Großmütter und Urgroßmütter immer noch nicht da. Bewußtmachung und Frauennetzwerke bilden könnte helfen. Die Veranstaltung am Donnerstag, 17. März, um 19 Uhr im Hotel Walfisch referiert Sabine Osmanovic über „Frau + Netzwerk = Erfolg im Beruf!“ (Gebühr: 10 €; Tel.: 0163-3 10 76 70). Vom 18. - 20. März widmet sich auch die Akademie Frankenwarte in Kooperation mit der Gesellschaft für Politische Bildung e. V. und der Stadt Würzburg (Gleichstellungsstelle und Würzburg International) Frauen-Netzwerken und „best-practice-Beispielen“, die Frauen aus Würzburg und aus den zehn Partnerstädten reflektieren. Die Teilnahme an dem „Internationalen Frauenkongress“ mit dem Titel „Gleiche Rechte, gleiche Chancen, gleiches Glück?“ kostet allerdings 95.-€; es gibt Ermäßigung (www.frankenwarte.de). In den Barockhäusern veranstaltet

die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (AsF) Unterfranken am Sonntag, 20. März, eine Bestandsaufnahme zum 100. Internationalen Frauentag und fragt kritisch: „Und noch kein bisschen weiter?“ (www.asf-unterfranken.de). Dem - angeblich - problematischen Thema „Frauen und Geld“ widmet sich eine Veranstaltung am 24. März, von 9.30 bis 16 Uhr, im Burkardushaus, Gebühr 20 €, Anmeldung: Tel.: 0931-38 66 44 00. Dann am 25. März rufen die Frauen unter Schirmfrau und Bürgermeisterin Marion Schäfer-Blake den „Equal Pay-Day“ aus: den Tag der „Lohngerechtigkeit der Frauen“. Das soll jetzt kein weiterer Gedenktag werden, sondern ein Anstoß zur Diskussion über einen noch nicht behobenen Mißstand. Veranstalter: Würzburger Frauen und Frauenorganisationen; von 11- 18 Uhr auf dem Sternplatz. Anmeldung: Kath. Arbeitnehmerbeweg., Tel.: 0931-38 66 53 31. [sum]

Das Universum ist nicht nur überwältigend schön, unvorstellbar groß und für den Menschen unfassbar. Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim versucht mit einer Sonderausstellung, sich trotzdem diesem faszinierenden Phänomen zu nähern. „Faszination Universum. Eine Reise durch Raum und Zeit“ heißt die Ausstellung, die am 7. April 2011 um 19.30 Uhr eröffnet wird. Darin wird z. B. die Geschichte der modernen Astrophysik erläutert, die vor 400 Jahren mit der Erfindung des Fernrohrs durch Galilei und der Erforschung der Planetenbewegung durch Kepler begann und in den letzten Jahrzehnten mit astronomischen Forschungssatelliten wie dem Hubble-Weltraumteleskop und der Leistungen modernster Computer unsere Vorstellung vom Kosmos prägten. Kernstück der Ausstellung sind neben dem Mond, der mit einem begehbaren Mondpanorama erwandert werden kann, u.a. 30 außergewöhnliche Großfotos von den Planeten und Galaxien, dazu kommen Filme und Bildpräsentationen; der Besucher findet Modelle und kann durch Teleskope blicken, für Kinder gibt es ein „Raumschiff“, in dem sie eine virtuelle Reise durch das Sonnensystem unternehmen können. Die aufwendige Schau wird wissenschaftlich und didaktisch von Prof. Hanns Ruder, Uni Tübingen, betreut und geschieht in Kooperation mit der Astronomischen Vereinigung Weikersheim e.V. [sum]

Bis 18.9.2011; geöffnet Di - So 10.30 - 17 Uhr. www.deutschordensmuseum.de



LISE CHARMEL



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Ein großes Frisches
aus einem kleinen Dorf.

Großes Brauereifest
am 7. + 8. Mai 2011

